

# Illustriertes Unterhaltungsblatt



Nr. 1 || Beilage zum Taunusboten (Homburger Tageblatt). || 1915.



Bei 20 Grad Kälte in der Bukowina.

Unser Bild ist eine Aufnahme aus dem Kampfbereich zwischen den Österreichern und Russen in der Bukowina und zeigt einen Unterstand eines Wachpostens, der tief verschneit und bei 20 Grad Kälte festgefroren, den Soldaten gegen die Unbilden einigermaßen Schutz gewährt. Dieser Unterstand ist ein vorgeschobener Posten, und der Feind muß scharf beobachtet werden, da er stets in Sicht ist. — Die Bukowina ist der östlichste Ausläufer der österreichisch-ungarischen Monarchie, hier angrenzend an das russische Bessarabien. An dieser Stelle haben die Russen immer und immer wieder Einfälle versucht, die österreichisch-ungarischen Kämpfer ständig beunruhigt, um die Truppenmacht unserer Verbündeten zu zersplittern und vor allem, von den großen westlicher liegenden Kriegsschauplätzen abzuziehen.

## Das Franzosen-Haus.

Erzählung von Wolfgang Kemter.

Es lag im stillsten vom Verkehr fast abgeschlossenen Teil der kleinen Stadt, inmitten eines mit hohen Besträuchen und alten Bäumen bewachsenen, ganz ungepflegten Gartens und entzog sich den Blicken des Vorübergehenden fast ganz, indem es sich wie scheu hinter mächtigen Korkastanien versteckte. Nur im Winter, wenn Baum und Strauch ohne Laub waren, sah man das villenartige, zweistöckige Haus mit der breiten Sandsteintreppe, der Terrasse und den großen Fenstern. Der gefällige Bau hatte einst nicht des Schmuckes und der Schönheit entbehrt, aber gänzliche Vernachlässigung von seiten seines Besitzers nahm ihm seinen Glanz, und heute waren da und dort ganze Stücke der kunstreichen Stukkaturen abgebrochen, hatte sich der Verputz an vielen Stellen von der Mauer losgelöst und die einst weiße Farbe des übriggebliebenen sich in düsteres, schmutziges Grau verwandelt.

Der Blick in das Innere des Hauses entzog sich den Bewohnern von Korbberg, so hieß die kleine Stadt, denn keiner von ihnen hatte in dem letzten Vierteljahrhundert einen Fuß dort hineingesetzt, und man konnte nur vermuten, wie es innen aussah, wenn man vom Äußeren auf das Innere schließen durfte.

Dieses scheinbar dem Verfall anheimgegebenes Haus war für die Korbberger stets ein Gegenstand des Geheimnisvollen und scheuer Betrachtung gewesen. Gerade der Umstand, daß seine Bewohner keinen Verkehr pflegten, daß man von ihnen sozusagen nichts wußte, erhöhte den geheimnisvollen Zauber, der es umgab, und ließ tausend fast an Sagen grenzende Vermutungen wie Pilze nach dem Regen aus der Erde schießen.

Vor mehr als hundert Jahren war das Haus von einer Familie Richmond, französischen Emigranten, angekauft worden und seitdem in deren Besitz verblieben. Der Volksmund wußte natürlich, daß die Richmonds mindestens Grafen, vielleicht sogar Herzöge seien, die hier im fremden Land unter dem einfachen Namen de Richmond, nachdem sie durch die Revolution ihrer Güter beraubt wurden, eine neue Heimat suchten und fanden.

Aber die Sehnsucht nach der Vätersehle, das Heimweh, mußte stark unter den Richmonds ausgeräumt haben, denn die einen kehrten zurück, kurz nachdem sich der Sturm gelegt, die anderen starben früh, und soweit die derzeit ältesten Korbberger zurückdenken konnten, hatte in dem Franzosen-Haus, wie man es nannte, nur eine alte unverheiratete Dame mit zwei ebenso alten Diensthöten gewohnt. Nie verkehrte sie mit den Bewohnern der Stadt, nie empfing sie Besuche. Auch die beiden Diensthöten waren Fremden gegenüber zugeknöpft, und auch ihr Verkehr beschränkte sich nur auf die notwendigen Einkäufe.

Vor zwanzig Jahren war die einsame Dame hochbetagt gestorben, und ihr Erbe trat ein Neffe der Verstorbenen an, der bald darauf in Korbberg eintraf und hier dauernden Aufenthalt nahm. In den Verhältnissen des Franzosen-Hauses änderte sich jedoch nichts. Auch der neue Herr, ein hoher schlanker Mann mit bleichem durchgeistigten Gesicht und schwarzem Vollbart, dessen dunkle Augen so träumerisch, fast schwermutsvoll blickten, hatte die Vierzig schon weit hinter sich und führte in dem stillen, verschwiegenen Hause dasselbe einsame, menschenscheue Leben, wie seine heimgegangene Tante. Deren Diensthöten waren nach dem Tode der Herrin heimgekehrt, und der neue Herr hatte überhaupt nur einen Diener mitgebracht, der die Eigenschaften des Kochs, Gärtners und der Hausmagd in sich vereinigte.

Am Hause und im Garten wurde aber kaum mehr etwas getan. Die Augen des Herrn sahen träumend in die Weite,

und die Züge herben Schmerzes vertieften sich in dem feinen Antlitz. So bemerkte er den Verfall in seiner Nähe nicht, und der Diener konnte sich nicht vervierfachen.

Von Zeit zu Zeit pflegte der einsame Mann zu verreisen, wobei er sein Faltotum stets mitnahm, und dann stand das Franzosen-Haus oft durch Monate leer. Die lebende Generation der Korbberger hatte sich an den Zustand gewöhnt und würde sich gewundert haben, wenn es anders geworden, wenn das stille, wie es den Anschein gewann, in sich versinkende Haus aus seinem bald hundertjährigen Schlafe erwacht wäre.

Wieder war Herr de Richmond eines Tages auf Reisen gegangen. Mit Hilfe des Dieners mußte dann ein Korbberger Dienstmann die alten schweren Koffer, die die Korbberger Stück für Stück wie ihre eigenen kannten, zur Bahn bringen, und eine Stunde später war das Ereignis wieder vergessen, denn die Bewohner der Stadt sahen Herrn de Richmond oft auch Wochen nicht, wenn er in seinem Hause weilte.

Dieses Mal aber geschah doch etwas, das die Korbberger ohne Unterschied des Standes, in Staunen versetzte, denn ganz gegen seine Gewohnheit kehrte Herr de Richmond schon nach zwei Wochen zurück und brachte sogar einen neuen Diener mit, einen jüngeren, etwas einfältigen Mann, der den ihn bald ansragenden Leuten nicht mehr sagen konnte, als daß er erst seit acht Tagen in Diensten des gnädigen Herrn stehe und diesen früher nicht gekannt habe. Etwas weiteres fiel in dem Neste noch auf. Herr de Richmond hatte ganz neue Koffer mitgebracht.

Burden über diese an sich unendlich Kleinlichen und unwichtigen Dinge schon ziemlich erregte Debatten geführt, so sollten die biederen Korbberger noch größere Überraschungen erleben.

Dr. Herz, der Notar von Korbberg, sah eines Tages zu seinem nicht geringen Erstaunen Herrn de Richmond in seiner Kanzlei erscheinen. Das war noch nicht dagewesen, und sich rasch erhebend ging er dem Eintretenden entgegen, bat ihn Platz zu nehmen und fragte höflich nach seinem Begehre.

„Herr Notar“, sprach Maurice de Richmond in tadellosem Deutsch, mit etwas fremdländischen Akzent, „ich bin gekommen Sie zu ersuchen, meinen Grundbesitz in hiesiger Stadt samt Hauseinrichtung zur freiwilligen Versteigerung zu bringen. Jrgendwelche Hindernisse bestehen nicht, die Realitäten sind lastenfrei, und ich möchte endgültig nach Frankreich übersiedeln.“

Der Notar stellte einige Fragen, nahm Herrn de Richmonds Wünsche betreffs des Ausrufspreises, der Art der Bezahlung, der die Hälfte der Kaufsumme sofort und den Rest in drei Monaten verlangte, zu Protokoll, bat die gesetzliche Vollmacht zu unterfertigen und erklärte, nachdem dies geschehen war, das Nötige sofort veranlassen und die Versteigerung in die Wege leiten zu wollen. Hierauf verabschiedete sich Herr de Richmond, vom Notar höflich bis zur Türe begleitet.

Bald darauf erschien im amtlichen Teil des Stadtanzeigers die überraschende Kundmachung, daß das Haus samt Garten und Zubehör in der Blumenstraße über freiwilliges Ansuchen des Herrn Maurice de Richmond am kommenden Montag in der Kanzlei des Notars Dr. Herz zur öffentlichen Versteigerung gelange.

Damit war das Franzosen-Haus wieder für Tage der Gesprächsstoff der Korbberger geworden, denn an eine Versteigerung hatte niemand gedacht, und der Gedanke, daß das

stille Haus im Park, wenn in Zukunft ein Bürger der Stadt dort schalten und walten würde, den Reiz seines geheimnisvollen Zaubers, der sich schließlich nicht um das Haus allein, sondern auch um seine Bewohner spann, verlieren würde, löste bei manchem eine Art Bedauern aus. Einige wohlhabende Bürger freilich freuten sich, sie hätten das schöne Besitztum längst gern ihr Eigen genannt.

Bei der Feilbietung in der Notariatskanzlei erwarb der Sohn des Rößberger Bürgermeisters, ein junger Arzt, der vor kurzem geheiratet hatte, das Franzosen-Haus samt Einrichtung um 90 000 Mark. Es waren drei Liebhaber erschienen, die den Preis einander ziemlich hinauf steigerten, bis endlich Dr. Köll Sieger und Ersterer blieb. Die vereinbarte Hälfte des Kaufpreises wurde bereits anderen Tages an Herrn de Richmond bar ausbezahlt, worauf dieser nach Ausstellung der Quittung und Begleichung der Notars-Rechnung noch am gleichen Abend Rößberg verließ.

Und nun wurde es lebendig in dem stillen alten Hause. Handwerker aller Innungen zogen ein, Haus und Wirtschaftsgebäude, Zimmer und Gänge wurden einer gründlichen Reparatur unterzogen, der Garten gereinigt, wuchernde Gebüsche ausgehauen, auch einige der alten Baumriesen mußten ihr Leben lassen, um dem Haus mehr Luft und Licht zu geben, und in Zeit einiger Wochen hatte sich das ganze Besitztum von innen und außen erneut und verjüngt, würdig dem neuen blühenden Leben, das in seine Mauern zog.

Es war ein warmer Spätsommerabend, als Dr. Köll und seine Frau in ihrem neuen Heim, das tags zuvor der letzte Arbeiter verlassen hatte, ihre Freunde zur Feier des Einzuges und zur Einweihung des Hauses empfingen.

Im großen Gartensaal wurde ein reiches Essen mit vielen Gängen aufgetischt, Champagner und die feinsten Weine erhöhten die Stimmung, und zahlreiche Toaste wurden gehalten. Ein kleines Orchester besorgte die Tafelmusik, und seine Weisen lockten nach beendetem Mahle die Gäste zum Tanz.

Indessen war von der Straße her ein hoher, schlanker Mann mit tiefschwarzem Vollbart und bleichem Gesicht in den Garten eingetreten, und wie er nun das hellerleuchtete Haus und mit vor Staunen weit geöffneten Augen die Veränderung sah, die mit dem Haus und der ganzen Umgebung vorgegangen war, als er die fröhlichen Stimmen und die Walzerweisen der Musik hörte, da griff er sich unwillkürlich an den Kopf, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume und daß kein Gebilde seiner Phantasie ihn trüge. In diesem Augenblick wurde er von einer Person, die er gar nicht bemerkt hatte, angesprochen.

„Wünschen Sie den Herrn Doktor zu sprechen?“

Eine junge Magd stand vor ihm.

„Wer, wer wohnt hier?“

Etwas erstaunt erwiderte das Mädchen: „Nun, Herr Doktor Köll, der Stadtarzt und Sohn des Bürgermeisters von Rößberg.“

„Hat er dieses Haus schon lange?“

„Seit einigen Wochen. Es wurde von dem französischen Herrn, dem es früher gehörte, durch den Notar Dr. Herz versteigert. Dabei kaufte es mein Herr, und heute wird der Einzug gefeiert.“

Langsam und bedächtig sprach der Fremde, während er sich zum Gehen wandte: „Nun, da will ich die Herrschaften nicht stören, ich werde vielleicht morgen vorsprechen.“

Vor dem Garten traf er mit einem alten Mann zusammen, der einen Koffer trug, sagte ihm einige Worte und ging dann der Stadt zu, indes der alte Mann mit dem gleichen ver-

ständnislosen Gesicht wie vorhin der Fremde, nach dem Hause startete und endlich kopfschüttelnd diesem folgte.

Am andern Tage betrat Maurice de Richmond, nachdem er diese Nacht im Hotel geschlafen hatte, die Kanzlei des Notars.

Wieder erhob sich Dr. Herz und ging dem Besucher entgegen, und schon bei den ersten Worten, die dieser sprach, horchte der Notar erstaunt auf, denn diese Stimme war ihm fremd.

„Herr Notar, ich möchte Sie um einige Auskunft bitten. Gestern Abend kam ich von meiner alljährlichen Reise zurück und fand zu meinem nicht geringen Staunen mein Haus in fremdem Besitz. Tanzmusik und fröhliche Stimmen schallten mir daraus entgegen, und allenthalben nahm ich eine große Veränderung wahr. Sie sollen das Haus versteigert haben?“

„Gewiß, ich erhielt von Herrn Maurice de Richmond den Auftrag hierzu.“

„Wie, ich sollte Ihnen den Auftrag gegeben haben, mein Haus zu verkaufen?“

„Nein, Sie nicht,“ antwortete der Notar mit einem prüfenden Blick, „wenn Sie auch Herr de Richmond zum Verwechseln ähnlich sehen, aber die Stimme ist nicht dieselbe, und Herr Maurice de Richmond hatte eine leichte Säbelsnarbe an der linken Schläfe.“

Da wurden die Züge des Fremden noch um einen Schein blasser, während in seinen Augen jähe Erkenntnis aufzuckte.

„Darf ich um die Bedingungen fragen, unter denen der Verkauf stand.“

Dr. Herz nannte sie und berichtete, daß bei ihm noch einige Kisten mit Waren sich befänden, die Herr de Richmond für sich behalten hätte und die ihm später nachgesendet werden sollten. Nun reichte ihm der Fremde statt weiterer Worte ein Papier, es war ein behördlich gestempelter Paß, und aus ihm ersah der Notar, daß der richtige Maurice de Richmond vor ihm stehe. Dieser war an ein Fenster getreten und sah lange und schweigend hinaus. Der Notar aber war von diesem unerwarteten Ereignis so benommen, daß er lange kein Wort fand.

Nun wendete sich Maurice de Richmond ihm zu.

„Zawohl, mein Herr“, sprach er langsam, „Sie sind das Opfer eines raffinierten Betrügers geworden, aber — ich anerkenne den Verkauf. Ich verlasse diese Stadt, in der meine Vorfahren, nachdem die Volkswut sie aus der Heimat vertrieb, einen stillen ruhigen Unterschlupf fanden. Mehr als hundert Jahre haben die Richmonds hier gelebt, so soll dieser Name hier ohne Makel bleiben. Der Betrüger, der sich Ihnen nahte, war mein leiblicher Bruder, den grenzenloser Leichtsinns schon früh auf Abwege brachte, dem schon meine Eltern nur den Pflichten teil gaben und den meine Tante gänzlich enterbte. Er wußte genau, wo und wie ich lebte, wann ich verreiste, und sieht mir täuschend ähnlich, einige kleine Merkmale ausgenommen, die Sie aber nicht kennen konnten, genau so wie dieses Bubenstück ihm gleicht. Doch lassen Sie es gut sein. Der Name Richmond soll ohne Makel bleiben. Ich anerkenne den Verkauf, und diese Unterredung soll unser Geheimnis sein.“

„Die zweite Hälfte der Kaufsumme wird in wenigen Tagen fällig“, sprach der Notar, „und sie liegt bereits bei mir bereit.“

Maurice de Richmond nahm gleichgültig das Geld in Empfang, gab die Adresse bekannt, an die die Kisten gesendet werden sollten, und verabschiedete sich vom Notar.

Schon eine Stunde später verließ auch er mit seinem alten Diener die Stadt.



**Ein Beobachtungsposten am Scherenfernrohr.**

Ein wichtiges Amt der kämpfenden Truppen hat u. a. auch der Beobachtungsoffizier, der sich meist hinter irgend einer Deckung mit seinem Scherenfernrohr postiert, um dort seine Beobachtungen anzustellen und diese sofort durch das in der Nähe befindliche Telephon an das Kommando weiterzugeben. Hier sehen wir einen derartigen Beobachtungsposten auf dem Dache eines flämischen Bauernhauses.



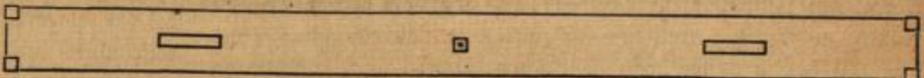
**In den Kämpfen im Kaukasus.**

Eine besonders gefährvolle Stelle der Heeresstraße an einem Felsen, der den Namen führt: „Gott schütze uns“. Die Hauptstraße im Kaukasus ist die alte Grusinische Heerstraße, die schon vor Jahrhunderten gebaut und von den Russen und den anderen angrenzenden Völkern während der Kriegszeiten benutzt wurde.



**Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der Oberkommandierende der russischen Streitkräfte.**

Unser Bild ist eine Aufnahme aus dem russischen Hauptquartier und zeigt den eigentlichen Leiter des russischen Krieges und die Seele desselben im Gespräch mit einem Untergebenen.



**In sicherer Deckung. Beim Schießen auf Flugzeuge.**

Zum ersten mal finden in einem Kriege Flugzeuge ausgedehnte Verwendung, sowohl zur Erkundung der feindlichen Stellungen, wie auch, um größere Truppenmassen durch Abwerfen von Bomben in ihrer Ordnung zu stören. Zur Abwehr der Flugzeuge bedienen sich die Armeen besonders konstruierter Kanonen.

## Der Weltkrieg.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! — Wer die Kriegseignisse auf dem riesigen polnischen Schauplatz aufmerksam verfolgt, der gewinnt mehr und mehr die Überzeugung, daß das göttliche Strafgericht, das die Macht der frevelhaften Zarenregierung auf lange Zeit hinaus brechen wird, immer rascher und unerbittlicher heranzieht.

Es war im Rat der Völker alles so schön erdacht, um die beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche zu zertrümmern. Aber an unsern Vajonetten wurde bisher alle Feindschande zuschanden. — Nach mehr als viermonatiger Kriegführung stehen unsere Westheere tief in Feindesland, hinter sich das vollständig niedergedrückene Belgien. Fortge-

setzt versuchen es mit verzweifelter Anstrengung die Engländer und Franzosen, durchzubrechen, aber Verluste häufen sich auf Verluste, und die letzten Sturmangriffe konnte man eigentlich nur als Zuckungen ansehen, denen eine tiefe moralische und physische Kraft nicht mehr innewohnte. Kampfbereit stehen wir im Westen, des Augenblicks gewärtig, wo wir im allgemeinen Angriff endlich ernten sollen, was wir in langem, heißem Ringen unter viel Verlusten säten! — Und so ist es denn gekommen, daß unsere Gegner in Flandern mit ängstlicher Miene und sorgender Ungeduld nach dem Osten schauen. Ex oriente lux! Aus dem Osten, aus den Steppen Asiens soll den „Kulturnationen“ England, Frankreich und Belgien der Rettungstern aufgehen, dieweil ihr eigener im Sinken ist. — Man weiß nur zu gut, daß von einer erfolgreichen Offensive überhaupt nicht mehr gesprochen werden darf. Man ist froh, wenn man sich mühsam

in den Verteidigungsstellungen hält und — von Rußland die befreiende Tat erwarten darf.

Und so ist es ferner gekommen, daß der russische Generalissimus den inständigen Bitten aus Paris und London nachgab, seine flug gewählte Stellung hinter der Weichsel verließ und die Schlacht westlich des Stromes annahm, die nun immer mehr und mehr zu einer Katastrophe auszuarten scheint.

Seit mehr als einer Woche lautet die Parole: „Nordpolen!“ Dorthin warfen die Russen alle verfügbaren Kräfte. Sie vernachlässigten sogar Przemyśl, um den alten Eisensprenger Hindenburg abzuwehren, der wie der leibhaftige Teufel ihnen an den Hacken saß

und nicht locker ließ. — Besonders hart umstritten wurde die Fabrikstadt Lodz, deren Besitz von großer Bedeutung ist. — Nun ist dieses Bollwerk im Herzen der russischen Stellung gefallen, und die Russen mußten unter riesigen Verlusten zurück. Aber damit nicht genug: Verstärkungen, die aus Südpolen heraneilten, um noch zu retten, was zu retten war, wurden bei Petrikau, südlich Lodz, von den Österreichern im Verein mit deutschen Truppen angepackt und — abgewiesen. Es ist

kein Glück mehr bei den russischen Waffen, und die Augen einer ganzen Welt blicken nach der Wahlstatt bei Warschau, wo deutsche Hiebe auf moskowitzische Schädel herniederprasselten! — Auch unser dritter Bundesgenosse, die Türkei, ist nicht untätig gewesen. Wir hörten, daß im Kaukasus die Russen fortwährend zurückweichen, daß die große Einfallarmee für Ägypten am Suezkanal schnelle und erfolgreiche Bewegungen macht.



Sturm und Regen in Serbien.

Auf arundlosen Wegen muhten die Österreicher in Serbien ihre Siege und Fortschritte erkämpfen. Wir zeigen hier eine Abteilung ungarischer Honved-Husaren auf dem Marsche in Serbien, wo Pferde zum Teil bis in die Kniegelenke im Morast versanken.



Grundlose Wege in Serbien.

Regen und Schneesturm hat die an und für sich in Serbien in fürchterlichem Zustande befindlichen Wege so verschlechtert, daß die österreichischen Truppen zunächst einmal Ordnung schaffen und die Wege durch Arbeitskommandos reinigen lassen mußten. Es war kein Fortkommen mehr. Pferde und Wagen blieben stecken, und selbst die Automobile konnten nicht vorwärts.

# Über fuchspelze und imitiertes Pelzwerk.

Von Frizsche.

„Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“, sagt ein altes Jägerwort. Es ist wohl eine unbestrittene Tatsache, daß das Pelzwerk, weil es höchst kleidsam ist, seit Jahren mehr der „Mode“ dient, als daß man dasselbe als schützende Hülle in unseren kurzen, gelinden Wintern so recht benötigte. Im letzten Jahre hat sich die Mode besonders den Fuchspelz auserkoren. So ist unser Freund Keineke — freilich ohne sein Zutun — zu großen Ehren gekommen; wir sehen in den Schaufenstern der großen Pelzgeschäfte ganze Berge dieses Pelzwerkes aufgestapelt. Der Naturfreund kann nur sehnlichst wünschen, daß diese Fuchspelzmode bald unmodern wird, damit nicht diese interessante, viel verfolgte Tierfamilie ausgerottet wird, wie es leider dem Besitzer des kostbaren Zobelpelzes bereits ergangen ist. Auf Grund der statistischen Berichte werden allein in Deutschland alljährlich im Durchschnitt 130 000 Stück Füchse erbeutet, ohne indessen auch nur annähernd die Nachfrage befriedigen zu können, weil unsere Damenwelt eine ungeheure Menge Pelzwerk benötigt, und so werden auch die übrigen Länder unserer Erde zur Lieferung herangezogen. Dabei möchte ich auf die verschiedenen gefährlichen Pelze unseres deutschen Fuchses hinweisen. Bismlich selten ist der dunkelgefärbte „Kohl- oder Brandfuchs“; er zeigt grauschwärzliche Kehle, grauschwärzliche Unterseite und Luntenspitze. Selten sind auch „Moorfüchse“, welche so tiefbraun gefärbt sind, daß sie in einiger Entfernung schwarz erscheinen. Am seltensten sind die „Kreuzfüchse“, die auf dem Rücken einen dunklen Längsstreifen und über den Schultern einen solchen Querstreifen aufweisen. Die ganz hellgelb gefärbten Füchse mit weißer Kehle, weißer Unterseite und weißer Luntenspitze nennt bekanntlich der Weidmann „Wirken- oder Goldfüchse“.

Die kostbarsten Pelze liefert der Fuchs unserer nordischen Länder, obgleich es immer ein- und dieselbe Fuchsart bleibt, und nur die Färbung sich der Natur anpaßt. Auch der Fuchs muß gegen die anhaltende, oft sehr grimmige Winterkälte des hohen Nordens besser geschützt sein, als im gemäßigten Klima, darum ist dieser Pelz desto schöner und kostbarer, je nördlicher sein Träger gelebt hat. Schon Sibirien, Alaska usw. bringen bedeutend wertvollere Fuchsbälge auf den Markt, und die nördlichen Polarländer mit ihren ewigen Schneefeldern liefern den schneeweißen, etwas kleineren „Polar- oder Eisfuchs“. Eine äußerst geschätzte Spielart von diesem letzteren ist der sogenannte „Blaufuchs“, der aber eine blaugraue, stumpfe Färbung zeigt und außerordentlich teuer bezahlt wird. Alle die vorgenannten Füchse werden an Kostbarkeit noch weit übertroffen von einer Fuchsart, die in den nördlichsten Teilen von Sibirien und Nordamerika, ferner auf den Aleuteninseln lebt: dem „Schwarz- und Silberfuchs“. Das Pelzwerk dieser Füchse ist äußerst fein, hat sehr lange Haare, ist von außerordentlicher Weichheit und Dichtigkeit und ganz schwarz von Färbung. Zeigt nun ein solcher Pelz in seinen Haaren weiße Spitzen, so heißt er „Silberfuchs“. Ein einziger reiner Schwarzfuchs ohne Silberspitzen kostet nur die Kleinigkeit von etwa — 10 bis 12 000 Mark. Dieser ist und muß der kostbarste und wertvollste aller Pelze überhaupt sein, weil auf der ganzen Erde jährlich wohl kaum 5 oder 6 Stück Schwarzfüchse erlegt werden. Im Rauchwarenhandel gibt es dann noch „Gris-Füchse“, die in Kanada und im Norden der Vereinigten Staaten leben, einen silbergrau gesprenkelten Rücken, gelbe Seiten und einen aschgrauen Leib aufweisen und „Ritt-Füchse“ (nordamerikanische Prairie- und Steppenfüchse), welche hellgrauen Rücken, gelbe Seiten, weiße Kehle und weißen Leib haben. Der schönste und teuerste Pelz befindet sich im Besitze der Kaiserin von Rußland; er wiegt nur 1375 g und repräsentiert einen Wert von 140 000 Mark. Zur Krönung erhielt die Mutter des jetzigen Zaren denselben als Geschenk von der Stadt Irkutsk in Sibirien. Dieser kostbarste Pelz der Welt wird im kaiserlichen Haushalte so hoch gehalten, wie die Schmuckstücke des Kronschatzes.

Da der lebhaften Nachfrage, besonders nach den vorerwähnten „Schwarz- und Silberfüchsen“, nicht im geringsten entsprochen werden kann, so werden diese bereits in größerem Maßstabe in sog. „Fuchsfarmen“ gezüchtet, das Pelzwerk aber auch durch unzählige Nachahmungen ersetzt. Wie manche Dame trägt mit Anmut und Würde ihren „echten“ Schwarzfuchs, für den der liebevolle Gatte den Preis von 3—600 Mark angewendet hat, und ahnt kaum, daß ein wirklich echter Schwarzfuchs mindestens 15—30 000 Mark gekostet haben würde. Und doch ist es nicht schwer, den echten vom unechten Schwarzfuchs zu unterscheiden. Der Fachmann und Kenner weiß, daß die

Haare eines solchen Pelzes, weil sie 8—10 cm lang sind, immer „nach unten“ fallen müssen, man mag den Pelz halten, wie man will. Der Kürschner vermag wohl unsern lieben Rotfuchs in einer dunklen Beize dauerhaft schwarz zu färben, auch ihn auf chemischem Wege mit weißen Spitzen zu versehen, aber — länger kann er die Haare niemals machen! Trotzdem wird durch entsprechende Behandlung und Verwandlung noch immer so mancher Silber- und Schwarzfuchs fertig, und niemand bezweifelt die Echtheit, wenn dieser Pelz nur einen hohen Preis hat. Damit bin ich nunmehr auf das nicht ganz uninteressante Gebiet des „imitierten Pelzwerkes“ geraten und möchte auch hierzu einiges mitteilen, was ich im Laufe der Jahre hierüber gehört, gelesen und gesehen habe, wozu mir meine Tätigkeit als Präparator vielfache Gelegenheit bot. Wenn der Pelzhändler die Fälschung von Pelzwerk erkennen will, so sieht er bekanntlich auf die Weichheit und Länge der Haare, sieht nach, ob auf dem Untergrunde die Unterwolle ausgerupft oder noch vorhanden ist, er betrachtet das Leder, auf dem die Haare stehen, und macht die Haare naß, um zu sehen, ob sie gefärbt oder durch Räuchern geschwärzt sind. Das sicherste Erkennungsmittel ist und bleibt freilich immer das Mikroskop, daß uns genau die echten resp. die imitierten Pelzwaren unzweifelhaft erkennen läßt! Sealskin, bekanntlich das Fell einiger Ohrrobbarien (Pelzseehunde — Fur-seals —; ich nenne den Seelöwen und besonders den hochgeschätzten Seebären), ist wohl der meinten Imitation ausgesetzt, obgleich das Fell (Wert: 1000—1500 M.), auch wenn es echt ist, einer umständlichen Appretur insofern bedarf, als die langen, grauspitzen Oberhaare des Aussehens wegen ausgerupft werden müssen und die weißliche Unterwolle dunkel gefärbt werden muß. London soll in Appretur unerreicht sein. Derartige Felle übertreffen den schönsten Sammet. Noch kostbarer ist das Fell des Seeotters, das mit 4000 Mark bezahlt wird. Kostbare Herrenpelze werden meist mit diesem schweren Seeotterfelle besetzt. So würde ein echter Herrenzobelpelz mit Seeotterbesatz 10—12 000 Mark kosten. Das geschätzte Fell des Fischotters wird zwar nicht imitiert, wohl aber durch Blenden, Kupfen und Färben zur Imitation von Sealskin verwendet. Desgleichen wird der Waschbär, auch unter den Namen „Schuppen- oder Schoppenpelz“, mehrfach zur Imitation benutzt. Dazu dienen auch Opossum (eine nordamerikanische Beutelratte von etwa 37 cm Leibslänge) und künstlich präparierte Hasenfelle. Der Skunk oder Stunks (eine Stinktierart im Norden Amerikas von 40 cm Leibslänge) liefert ein hochgeschätztes Pelzwerk, welches wiederum durch das dunkelschwarz gefärbte Fell des Waschbären imitiert wird. Der außerordentlich kostbare seltene Zobel, der durch rücksichtslose Verfolgung in die dunkelsten Gebirgswälder Nordasiens zurückgedrängt worden ist und auch hier vom Menschen, selbst mit Einsetzung seines Lebens begierig verfolgt wird, ist leider seinem Untergange geweiht. Und früher hat es so viele Zobel gegeben, daß beispielsweise die Bewohner der Halbinsel Kamtschatka die russischen Kosaken verachteten, wenn diese ihnen ein „Messer“ für ein Zobelfell gaben! Heinrich Lomer schreibt in einer Anmerkung seines Buches „Der Rauchwaren-Handel“, daß bei der Entdeckung des Altai die Eingeborenen den Russen für einen eisernen Kessel so viel Zobel gaben, wie sich hineinstopfen ließen. So konnte man für 10 Rubel in Eisen leicht für 5—600 Rubel in Zobelpelzen gewinnen. Zobel und Stunks gehören beide der Familie der Marder an. Durch verschiedene amerikanische Felle werden natürlich auch Zobelfelle imitiert und als echte Zobel im Handel gut verkauft. Ebenso vielfach sind auch die Imitationen unseres schönen Edel- oder Baum-marders, sowie des Hermelins oder großen Wiesels, dessen weißes Winterkleid an der schwarzen Luntenspitze erkenntlich ist. Endlich werden, wie schon gesagt, Hasen- und Kaninchenfelle künstlich präpariert und als Fuchs- und anderes Pelzwerk verkauft; auch geschoren und so bearbeitet, daß die Spitzen der Haare silberweiß und glänzend aussehen, um den „Silberfuchs“ vorzutäuschen.

Damit sind keineswegs all' die zahlreichen Fälschungen erschöpft, die von der modernen Kürschnerei mit dem Rauchwerk vorgenommen werden, damit billiges und weniger wertvolles zum kostbaren teureren Pelzwerk gestempelt wird, welches auch von weniger mit Glücksgütern gesegneten Damen getragen werden kann, die natürlich in „echtem“ Pelzwerk, in „echtem“ Zobel, „echtem“ Silber- oder Schwarzfuchs erscheinen und glänzen wollen. Wie so oft im Leben, so muß auch hier die „Kunst“ erzeigen, was die Natur und das — — Portemonnaie versagt.

### Kinderstube.

Es ist eine weitverbreitete Gewohnheit, die Kinder, welche vormittags oder nachmittags schlafen sollen, unausgekleidet ins Bettchen zu legen. Man ist in der Regel zu bequem, um das Kind aus- und anzuziehen und die Mutter weiß nicht, welches Unrecht sie an ihrem Liebling begeht, wenn sie das Ausziehen unterläßt. Ganz ermattet vom Schweißen wacht das Kind auf, welches in seinen Kleidern zu Bett gebracht wurde. Anstatt erfrischt und gekräftigt zu sein, ist es schlecht aufgelegt und unruhig. Sind die Bänder und Knöpfe nicht gelöst oder doch wenigstens gelockert worden, so sind die Brust- und Unterleibsorgane während des Schlafens gepreßt, an ihrer freien Bewegung gehindert, und das Atemholen und die Verdauung sind erschwert. Wie anders erwacht das Kind, wenn es nur mit seinem Nachthemden angetan, in seinem Bettchen lag. Wie ruhig und sanft war sein Schlaf, wie regelmäßig ein Atem, behaglich streckt es die kleinen Glieder, und heiter und lebendig bleibt es oft bis zum Abend. Aberdies erkälten sich die Kinder, die des Tages in ihren Kleidern schlafen, leichter als solche, die jedesmal ausgezogen werden.

das Wohl der Stadt leeren. Darauf wird nach altem Brauch festgesetzt, wie viele Tropfen im Becher zurückgeblieben sind. Tropfen für Tropfen läßt man aus dem alten Gefäß auf den Tisch rinnen, wobei man ängstlich darauf bedacht ist, daß die Tröpflein nicht zu groß ausfallen. Ist die Quelle versiegt, zählt man auf dem Tisch die Tropfen sorgsam zusammen, denn für jeden im Becher zurückgebliebenen Tropfen zahlt das neugewählte Gemeinderatsmitglied im benachbarten Gasthaus, wohin die Ratsitzung verlegt wird, eine Flasche edlen Weines für die älteren Kollegen.

### Schusterjungen.



„Du, weegste dem den Unterschied zwischen einer Uhr und dem Jeneralstab?“  
 — „Neel!“  
 „Na, die Uhr macht tiktak, und der Jeneralstab Taktik!“  
 — „Oller Schante!“

### Treffendes Wortspiel.

Als der berühmte Pianist Alexander Drehschod bei seiner Kunstreise durch ganz Deutschland auch Berlin besuchte, spielte er vor König Friedrich Wilhelm IV. und zeigte seine unvergleichliche Ausbildung der linken Hand in der Bewältigung der schwierigsten Oktaven-, Sexten- und Terzpassagen. Der König zollte der Kunst des Virtuosen in seiner witzigen Schlagfertigkeit Bewunderung, indem er zu seinem Begleiter sagte: „Drehschod hat keine linke Hand, dafür aber zwei rechte. Abrißens glaube ich nicht den Pianisten Drehschod, sondern drei Schod Pianisten gehört zu haben.“

### Eine alte Sitte,

wie sie durch das Herkommen überliefert ist, wird noch heute in einem oberhessischen Städtchen bei Einführung eines neugewählten Gemeinderatsmitgliedes geübt. Nach dessen Verpflichtung durch den Bürgermeister und nachdem die vorliegende Tagesordnung beraten und erledigt ist, wird aus dem Archivzimmer ein großer silberner Becher, aus dem sechzehnten Jahrhundert stammend, herbeigebracht und bis zum Rande mit Wein gefüllt. Der Inhalt des Bruntbeckers besteht aus einer ganzen Flasche Nebenjaß. Das neue Ratsmitglied muß ihn auf einen Zug auf

### Ein automatischer Parkstuhl.

Ein Erfinder in San Diego hat einen neuen Stuhl zur Benutzung in Parks und Vergnügungstätten in den Handel gebracht, der in seiner Normalstellung nicht benutzt werden kann. Erst nach Einwurf einer Münze läßt sich der Sitz in die übliche Lage herunterklappen und gewährt einen bequemen Platz zum Ausruhen. Wenn die darauf sitzende Person aber aufsteht, schwenkt der bewegliche Sitz wieder in die Höhe und in die unbenutzbare Lage und kann nur nach der Einwerfung einer weiteren Münze wieder in Gebrauch genommen werden.

### Rätsel-Ecke

#### Metamorphose.

I	II	III
Nina	Leba	Land am Adriatischen Meer
Nad	Lena	Landschaft in Schweden
Nerd	Nabe	männlicher Name
Naum	Near	Fuhrwerk
Nid	Alma	Stadt in Portugal
La	Dinte	Schwedische Truppe
Nohr	Nde	Prophezie
Nach	Nerbe	Stadt in Sachsen
Nor	Never	Waffe
Nu	Nstrien	Gewerkschaftigkeit
Nas	Nafe	Stadt in Wales
Nen	Notte	russischer General
Nein	Nofte	Stadt in Oldenburg
Nund	Nirne	Bereinigung
Niet	Nii	Reich

Die Buchstaben eines jeden Wortes in Rubrik I ergeben im Verein mit den danebenstehenden in Rubrik II ein neues Wort, für welches die Bezeichnung in Rubrik III angegeben ist. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen eine Schauspielerin.

Die Buchstaben eines jeden Wortes in Rubrik I ergeben im Verein mit den danebenstehenden in Rubrik II ein neues Wort, für welches die Bezeichnung in Rubrik III angegeben ist. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen eine Schauspielerin.

#### Worträtsel.

bö.	sein	treu	mit	ner	pflan.			
wacht	ist	tem	sein	gold.	müht	gen	got.	mor.
al.	fen	be.	gen	wort	tes	gen	du	got.
		bor	wort	sch	lor.	tes		
		schug	ze	hor	dem	wird		
		und	bel.	ins	ein	nem		
ter	her.	und	bei.	sein	Kind	das		

Die Buchstaben eines jeden Wortes in Rubrik I ergeben im Verein mit den danebenstehenden in Rubrik II ein neues Wort, für welches die Bezeichnung in Rubrik III angegeben ist. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen eine Schauspielerin.

#### Scherzrätsel.

Würd' einem Raubtier das Herz man rauben,  
 Bleib's Tier doch heil — man sollt's kaum glauben.  
 (Zier) : Bunzig

#### Ersatz-Aufgabe.

W. r. n. g. e. . . de.  
 Die Punkte sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß ein bekanntes elfstelliges Wort entsteht.

Wort: Bunzig

#### Zweistufige Scharade.

Kein Ort ist schöner auf der Erde,  
 Als der, den wir als Erstes lieben!  
 Wenn sein Besty versagt geblieben,  
 Der freut sich nicht am eig'nem Herde.

Du fühlst dich nirgends so zu Hause,  
 Und nirgends lebst du so zufrieden  
 Nach Lust und Eigenart hienieden,  
 Als in der Ersten trauten Klausen.

Drum sieht man nach der Ersten streben  
 Die Menschen all' in heißem Ringen;  
 Wer's nicht zum Ersten konnte bringen,  
 Dem ward des Zweiten viel gegeben.

Zwar gibt's auch in dem Ersten immer  
 Genug des Zweiten zu ertragen,  
 Doch wer uns Erste bang muß zagen,  
 Empfind der Erde Zweites schlimmer.

Wenn dir der Ersten Glück ist eigen,  
 So bist fürwahr du reich zu nennen;  
 Doch müßt vom Ersten du dich trennen,  
 Dann wird sich bald das Ganze zeigen.

Wort: Bunzig



In Schützenlinie 1000 m vor dem Feind.

Unser Bild ist eine Aufnahme am Prutfluß beim Dorf Strosznitz und zeigt eine Schützenlinie der ungarischen Truppen 1000 m von den Russen entfernt.



Ein Pfadfinder mit dem Eisernen Kreuz.

Der Pfadfinder Kurt Zielow aus Kottbus der bei Ausbruch des Krieges in Kassel in der Lehre stand, schloß sich beim Ausrücken der Kasseler Truppen an und hat sich im Westen sehr verdient gemacht. In den Kämpfen bei Lille und Armentières zeichnete er sich vor dem Feinde so sehr aus, daß ihm trotz seiner Jugend das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen wurde. Er rettete mehreren Offizieren und Mannschaften durch seine Unererschrockenheit das Leben. Um bei etwaiger Gefangenschaft nicht als Freischärler betrachtet zu werden, wird er auf Veranlassung der Obersten Heeresleitung in Jena militärisch ausgebildet.



Totmüde!

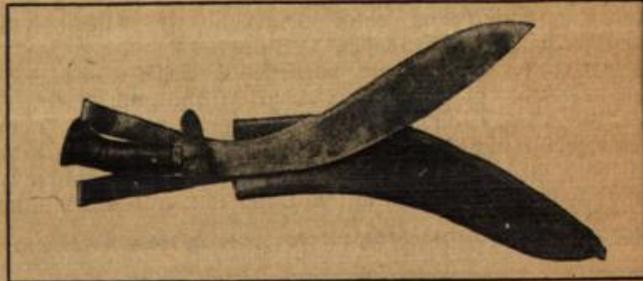
Wir zeigen deutsche Soldaten vom östlichen Kriegsschauplatz im Hofe eines polnischen Bauerngehöftes, die nach der Schlacht totmüde neben dem Kochkessel sich zu kurzem Ruhen hinlegen und sofort einschlafen. Der dritte Kamerad kümmert sich um das Essen, um inzwischen dieses für sie fertig zu halten.

**Die Wohlstaten des Winters.**

Ganz vorzügliche Deckungen bietet die dicke Schneedecke in Galizien. Die Unterstände der Schutzgräben sind



Die Wohlstaten des Winters.



Indischer „Kukri“,

die Stammeswaffe der Gurkhas, mit dem sie durch Wurf und Stich Menschen und Tiere töten.

vollständig überdeckt und dadurch für feindliche Beobachtungen fast unkenntlich gemacht. Die Ausgänge sehen wie kleine Höhlen aus, während die Unterstände, durch Gänge mit einander verbunden, den Soldaten ganz maulige und warme Aufenthaltsorte bieten. Die Wächtposten aus den Höhlenöffnungen erscheinen wie Bewohner aus der Unterwelt, die verpackt stehen und unbeweglich auf ihren verantwortungsvollen Posten und harren des Feindes.